1. September 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 197

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein bißchen heiterte sich Frau von Zimmers Gesicht auf im Erinnern. Und hatte er nicht draußen seinen Mann gestanden? Hatten sie ihm den Hohenzollernschen Hausorden für nichts und wieder nichts ins Lazarett geschickt? Nein, er war einst anders gewesen. Die Verwundung steckte heut noch in ihm. Das war es.

„Hermann!“

„Ja, Mutter.“

„Sprich doch, Hermann.“

Wieder glitt ihre Hand über sein Haar. So hatte sie ihn wohl auch einst als Jungen gestreichelt.

Langsam kam sein Vertrauen.

„Sieh, Mutter, es ist alles so falsch. Wir geben uns die Hand, wir gehen nebeneinander her, wir reden miteinander. Das ist immer dasselbe. Und wenn wir uns drei oder vier Tage nicht gesehen haben, ist nicht ein Grad mehr Wärme oder Kälte da. Die Hand darf ich ihr küssen. Oder dann und wann die Stirn. Sie erlaubt es gütigst. Herr Gott, Mutter, man will doch mehr. Man will doch fühlen, daß man geliebt wird, daß man liebt. Schrecklich ist es, Mutter, schrecklich!“

Nun war Leben in ihm. Und sie drängte: „Weiter, Junge, weiter.“

„Das halt' ich eben nicht aus. Deshalb will ich Schluß machen. Ich kann sie nicht heiraten. Verrückt würde ich. Ich kann nicht ewig dienern und Fesseln tragen. Frei will ich wieder sein. Los will ich von ihr, von dem Eisblock.“

An seiner Schläfe schwoll eine Ader an, wie ein Baum stand ihr Geäst. ‚Genau wie bei Paul, wenn er erregt ist,‘ dachte Lucie. Ein leises Freuen war in ihr.

„Sag's ihr, sag's ihr,“ rief sie.

Da sank er wieder zusammen; die Ader schwoll ab.

„Ich kann's nicht, Mutter.“

„Hast du Angst, Junge?“

Er zögerte. „Vielleicht,“ sagte er leise.

Armer, lieber Junge. Weh tat der Mutter dies Eingeständnis. Angst vor einem Mädchen und hatte an der Somme, vor Verdun und am Winterberg gefochten.

„Und wie denkst du dir das Ende, Hermann?“

„Vater soll 'rübergehen.“

„So — so — Vater. Wie immer, Vater.“ Eine neue Last auf die schwerbeladenen Schultern. Wie leicht Kinder das sagen: Vater soll. Weil sie von klein auf meinen: Vater kann alles. „Ich werde versuchen, Vater darum zu bitten, Hermann. Oder willst du selber ...?“

Da ergriff er ihre Hände. „Nein — nein, Mutter tu du's. Und Dank, Mutter, Dank.“ Zu den Lippen zog er die Hände hoch. Dann sprang er auf, frei, erleichtert und eilte zur Tür. Ein anderer Mensch.

„Hermann.“ Langsam schritt Frau von Zimmer dem Sohn nach; in der Tür hielt sie ihn fest. „Noch eins, Hermann. Nach Liebe hast du dich gesehnt?“

„Ja, Mutter.“

„Sieh mich mal fest an, mein Junge. Hast du auch keine andere im Kopf?“

Warum war ihr mit einemmal der Gedanke gekommen? Unabweislich. Ein wenig Zögern war bei Hermann, ganz fest war sein Blick nicht, als er „Nein, Mutter“ sagte. Schnell wandte er sich und ging.

*

Frau von Zimmer schaltete das Licht wieder aus. Es war ihr nicht mehr nach Glanz und Helle. Was nutzte alle Sicherheit des äußeren Lebens; die Sorgen kamen doch. Wie viele beneideten sie, die reiche Frau, und wie vielen würde sie gern von ihrem Geld abgeben, wenn sie dafür die alte Frische ihres Jungen eintauschen könnte.

Und Paul wieder mit neuen Sorgen belasten!

An den Schreibtisch trat sie, wo nun allein die kleine Lampe brannte. Ein Bildchen stand da, eine Liebhaberaufnahme, die die kleine Aenne Falkenberg gemacht: Hermann und Carla Arm in Arm, lachend, fröhlich. Keine zwei Monate war das Bildchen alt. Wie schnell sich doch manches wandelt. Aber besser es wandelte sich zu früh als zu spät. Sie nahm den Rahmen und legte ihn ins Schubfach. Vorbei. Die stolze Carla hatte ihm nicht geholfen.

Es zog sie ans Fenster. Sie mußte hinübersehen zum Falkenbergschen Haus. Die Vorhänge schob sie beiseite: Da lag die kleine Josephinenstraße, von der wenig Menschen in Berlin wußten, ein stiller Winkel, eine Sackgasse mit drei Villen. Das war alles. Und umspannte doch ihr Leben seit fast dreißig Jahren. Quervor lag ihr Haus. Gerade hinab konnte sie die Straße sehen; kaum ein Licht brannte in ihr; aber hinten sausten die Strahlenbündel blitzartig vorbei: Auto hinter Auto raste die Charlottenburger Chaussee entlang.

Wie oft hatte sie hier am Fenster gestanden und auf Paul gewartet oder auf die Kinder, auf Hermann und Ruth, wenn sie von der Schule heimkehren sollten und auf sich warten ließen. Selten waren sie allein oben um die Ecke gebogen, fast immer war eines aus den Nachbarhäusern dabei gewesen. Sie waren ja fast gleichaltrig: Ruth, die Lisa Kähl und die beiden Falkenberg-Mädels, und auch Hermann war immer dicht hinter Fritz Kähl in der Klassenfolge gewesen und nur

ein oder zwei Jahre dem Christoph Falkenberg voraus. Da hatten sie aufeinander gewartet, wenn die Glocke im Wilhelms-Gymnasium Schluß läutete, und den Weg durch den Tiergarten gemeinsam gemacht. Manchmal waren dann auf halber Strecke die Mädels zu ihnen gestoßen, die von Fräulein Krain aus der Keithstraße kamen. In der Josephinenstraße hatte es dann den letzten Wettlauf gegeben oder noch eine kurze Schneeballschlacht oder einen endlosen Abschiedsschwatz vor dem Falkenbergschen Hause zur Linken oder dem Kählschen zur Rechten. Bis Lucie das Fenster geöffnet hatte und gerufen: „Werdet ihr nun gefälligst zu Tisch kommen!"

Später, als die Zöpfe aufgesteckt waren und die Gymnasiastenmützen sich in Hüte gewandelt hatten, waren sie paarweise höchst gesittet anmarschiert, bald in der, bald in jener Verbindung, wie die Freundschaft gerade lief. Da hatte der Christoph Falkenberg plötzlich angefangen, der Ruth beim Abschied die Hand zu küssen und das Mädel war glutrot geworden. Lucie von Zimmer hatte es der Gräfin Falkenberg erzählt; herzlich gelacht hatten sie beide über die Kinderliebelei. Aber das Handküssen hatte aufgehört, die Gräfin mußte wohl doch dem Herrn Sohn die Leviten gelesen haben. Und dann eines Abends hatte Hermann auf sich warten lassen; wieder hatte Lucie am Fenster gestanden und hatte gewartet; endlich war er oben um die Ecke gebogen, neben ihm Lisa Kähl, schwipp und schlank, die Röckchen hatten um die mageren Backfischbeine gewippt, eine rote Rose hatte sie in der Hand. Die steckte sie zwischen die blitzenden Zähne, als es ans Abschiednehmen vor dem Kählschen Hause ging. Rechts und links hatte sich Hermann umgeschaut und, als er nichts Verdächtiges bemerkte, dem Mädel schnell die Rose weggerissen und sie an den Kopf genommen und fest abgeküßt; ganz still hatte die Lisa gehalten, nicht gerührt hatte sie sich. War immer ein Rackerchen gewesen. Und geblieben. Auch damals hatte Lucie gelächelt und dann doch ihren Jungen ins Gebet genommen. Der hatte nicht den Kopf hängen lassen wie heute. Aufgetrumpft hatte er, abgeleugnet und schließlich gerufen: „Pfui, Mutter, du spionierst hinterm Fenstervorhang." Da hatte Lucie sich aufgerichtet, hatte ausgeholt und ihrem Jungen eins hinter die Ohren gegeben. Es war die letzte Züchtigung, die er bekommen hatte, sie hatten sie wohl beide nicht vergessen; Mutter nicht und Sohn nicht.

Ja — ja, die drei Häuser. Nachdenklich mußte man werden, wenn man die Josephinenstraße hinabsah. Dreißig Jahre, das kittete, das hielt.

Noch immer stand Frau von Zimmer am Fenster. Es war so beruhigend, dies Hinaussehen und Rückdenken. Da fand das Herz den ruhigen Schlag wieder.

Zur Linken im gräflich Falkenbergschen Hause wurden die drei Fenster des Eßzimmers hell. Manch gutes Diner hatten sie da gegessen, viel Uniformen am Tisch, viel Orden auf Fräcken und Hemdbrüsten, Generale, Minister, Gesandte, auch ein Prinz dann und wann. Bunte, schöne Bilder. Vorbei — vorbei, versunken in Revolution und Umsturz. Jetzt gingen sie wohl drüben zum Abendbrottisch. Ein Mädchen bediente, wo früher neben dem Burschen immer noch ein Diener gestanden hatte. Es war einfacher bei Falkenbergs geworden. Die Güter warfen wohl nicht mehr so viel ab und das Vermögen der Gräfin sollte ganz verloren gegangen sein. Wie so viele stattliche Vermögen. Was würde sie nun sagen, wenn Hermann die Verlobung löste? Einen Mißklang gab es in die Einigkeit der Josephinenstraße.

Bei Kähls zur Rechten war alles dunkel. Der alte Kähl kam ja stets erst tief in der Nacht nach Hause. Wenn im Unionhotel der Hauptbetrieb zu Ende war, wenn er keine Gäste von Distinktion, wie er gern, den alten Hofton nachahmend, sagte, mehr zu erwarten hatte. Ein tüchtiger Wirt. Weltruf hatte er. Weltgewandt war er. Sprach sechs lebende Sprachen. Und ein Arbeitspferd. Von früh bis spät im Geschirr. Darum schätzte ihn Paul so, ließ nicht locker von der alten Freundschaft, die sie verband, zu der auch Graf Falkenberg hielt. Die Großväter hatten ja schon zueinander gestanden. Vom Stammtisch in den Kählschen Weinstuben her, wo der Apotheker Zimmer neben dem Kammerherrn und Rittergutsbesitzer Grafen Falkenberg gesessen und zu dem der Wirt natürlich auch herangezogen war. Bis der alte Kähl eines Tages dem Großvater Zimmer erzählt hatte, daß er seinen Kaffeegarten draußen vor Charlottenburg aufgeben wollte und sich dafür das Unionhotel kaufen. Da hatte der Großvater zugegriffen, hatte sich das Haus gebaut und hinter dem Hause, nach dem Ufer zu die erste Fabrik pharmazeutischer Artikel, einen engbrüstigen Backsteinschuppen mit einem Blechschlot. Angebaut und angeflickt war da jedes Jahr worden, es hatte nicht hin und nicht her gelangt, bis Paul, ihr Paul, den richtigen Entschluß faßte und die Fabrik nach Tempelhof verlegte. — Und wie Großvater Zimmer hatte auch der alte Graf Falkenberg zugegriffen. So war das zweite Haus entstanden, in dem die Falkenbergs nun immer saßen und warteten, daß der Vater dem Sohn die Herrschaft auf den Gütern übergäbe. Lange mußten sie warten, denn die Falkenbergs waren ein zähes Geschlecht; sie waren meist grau im Dienste ihres Königs geworden, ehe sie Landwirte wurden. — Der alte Kähl aber hatte sich die vordere rechte Ecke behalten, an der Charlottenburger Chaussee. „Die wird mal was wert," hatte er gesagt. Er kannte den Rummel, hatte immer gern in Grundstücken spekuliert. Aber es hatte doch fast fünfzehn Jahre gedauert, ehe er sich selbst das Haus bauen konnte, in dem sein Sohn nun mit Lisa allein wohnte, nachdem seine Frau gestorben und der Fritz geheiratet hatte. Nein, nicht allein: die Schwester seiner Schwiegertochter, die Claire Aufhäuser, war noch zu ihm gezogen, als ihr Mann in der Flandernschlacht gefallen war. Lucie kannte sie kaum. Sie hatte Besuch gemacht, natürlich. Aber da waren erst die Trauerjahre gewesen und dann all das Nachkriegsunglück. Da kam man sich mit Fremden nicht näher.

Es klopfte. Bretthauer meldete, daß angerichtet sei. Frau von Zimmer zog die Fenstervorhänge zusammen und ging in ihr Schlafzimmer. Das Haar ordnete sie sich und spülte die Hände ab. Dann holte sie Ruth. Das war jeden Abend so. Sonst rief sie nur kurz von der Tür aus ihren Namen, heute jedoch trat sie bei der Tochter ein.

Sie hatten keine Geheimnisse voreinander, Mutter und Tochter. So erzählte sie, was sich ereignet. Sie sah, wie Ruth die Stirn runzelte und an der Unterlippe nagte.

Da bat sie: „Mach's ihm nicht noch schwerer, Ruth."

*

Es wurde ein schweigsames Abendbrot.

Sie waren alle blaß, und Eulchens Kneifergläser schienen sanft beschlagen.

Bretthauer servierte in Windeseile, er spürte die Schwüle.

Fast unberührt wanderten die Schüsseln in den Speiseaufzug zurück.

„Gibt es noch etwas?"

„Obst, gnädige Frau."

„Will jemand . . .?"

Alle schüttelten die Köpfe.

Da hob Frau von Zimmer die Tafel auf.

Sie stoben auseinander.

(Fortsetzung folgt)

Die Wolter

Lustige Anekdoten um eine Heroine

Das Backhendl-Essen

Als Charlotte Wolter, die später so umschwärmte „Königin des Wiener Burgtheaters", blutjung und eine unbekannte Anfängerin, zum ersten Male in Wien auftritt, spielt sie am Carl-Theater in irgendeiner gerade zugkräftigen Posse die Rolle eines Kammerzöfchens. Ihr Auftreten ist nur sehr kurz, genügt aber durchaus, um bei zwei Studenten, die auf billigen Galerieplätzen der Aufführung beiwohnen, ein lebhaftes Interesse für das hübsche „Stubenmädel" zu erwecken. Nach Schluß der Vorstellung postieren sich die beiden Studenten schleunigst in der Nähe des Bühnenausganges vom Carl-Theater in der Hoffnung, die schöne Choristin noch einmal zu sehen. Eine Weile später erscheint sie auch wirklich in der Tür, die Studenten finden den Mut, sie anzusprechen und schließlich zu einem Souper zu dreien einzuladen. Allerdings nur zu einem höchst bescheidenen Mahl, wie sie gleich vorsorglich bemerken, denn es ist bereits Monatsende und der väterliche Wechsel nur gering. Aber auch Charlotte Wolter verspürt das Monatsende, ihr schmaler Beutel ist sogar noch weit leerer, als der der Studenten, und so nimmt sie die Einladung lachend an. Bald sitzt man im Garten einer kleinen Volksgaststätte unweit des Pratersterns bei je einer Portion „Backhendl" und billigem Wein und unterhält sich vorzüglich. Bis spät in die Nacht hinein wird geplaudert und gescherzt. Endlich begleiten die beiden Studenten die junge Schauspielerin noch bis zur Tür ihres Wohnhauses, wo sie beim Abschiednehmen heiter bemerkt:

„Besten Dank, meine Herren — hoffentlich sehen wir uns mal wieder, wenn ich eine berühmte Schauspielerin geworden bin! Dann werde ich Sie zur Revanche zu Backhendl und Wein zu mir einladen!"

Die Zeit vergeht und zwanzig Jahre später ist aus dem einen der Studenten ein berühmter Grazer Arzt, aus dem anderen ein hochangesehener, begüterter Wiener Jurist geworden. Am besten hat es jedoch das Schicksal mit der kleinen Schauspielerin Charlotte Wolter gemeint. Sie wirkt nun am Burgtheater als weltberühmte Bühnenkünstlerin und verkehrt — ein hochgeschätzter Gast — häufig im Hause des großen Juristen. Dieser weiß längst nichts mehr davon, daß er vor langen Jahren mit der damaligen Anfängerin Charlotte Wolter in einer kleinen Prater-Gaststätte bei „Backhendl" und Wein einst ein paar vergnügte Stunden verbracht hat, und auch seinem Grazer Freund, der ihn einmal besucht, ist das kleine Abenteuer schon lange aus dem Gedächtnis entschwunden. Während der Grazer Arzt bei dem Juristen weilt, erscheint zufällig auch Charlotte Wolter zu Besuch, und der Provinz-Mediziner freut sich sehr, die berühmte „Königin des Burgtheaters" persönlich kennenzulernen. Die nunmehrige Gräfin O'Sullivan begrüßt ihn jedoch sehr freundlich mit dem Bemerken, daß er ja zu ihren ältesten Wiener Bekannten gehöre und fügt hinzu: „Ich bin außerordentlich erfreut, auch Sie einmal in Wien anzutreffen: nun kann ich doch Sie und Ihren Freund endlich zu dem so lange verzögerten Revanche-Backhendlessen einladen!"

Jetzt erinnern sich sowohl der Arzt, wie der Jurist plötzlich an jenen lustigen Abend im Wiener Prater. Und etliche Tage später findet in Charlotte Wolters schönem Heim in Hietzing das Revanche-Souper statt, das allerdings weit üppiger ausfällt, als das bescheidene Abendessen im Prater, im übrigen aber fast genau so heiter und ungezwungen verläuft, wie das von Anno dazumal.

*

Der Wolterschrei

Im Jahre 1863 wird im Wiener Hofburgtheater, dem Charlotte Wolter bereits als gefeiertes Mitglied angehört, erstmals ein Stück von Eduard Mautner aufgeführt. „Eglantine" ist ein stark auf Knalleffekte eingestelltes Salondrama, das einer mit Feuer und Temperament begabten Schauspielerin bis dahin ungeahnte Möglichkeiten bietet. Die Trägerin der Hauptrolle hat reichlich Gelegenheit, sich in hochdramatischen Entsetzensausbrüchen zu ergehen und höchst wirkungsvolle Ohnmachtsanfälle zu erleiden. Diese Rolle „liegt" dem stürmischen Temperament Charlotte Wolters vorzüglich; sie spielt die „Eglantine" hinreißend und fällt endlich mit einem Schrei in Ohnmacht, der den Zuhörern das kalte Grauen über den Rücken jagt. Das Publikum rast vor Begeisterung, und in der nächsten Zeit spricht ganz Wien nur noch von diesem „Wolterschrei". Politik, wirtschaftliche Angelegenheiten, alles, alles ist vergessen, nur das Interesse für den „Wolterschrei" beherrscht die Stunde. Am Strampfer-Theater aber spielt ein anderer Liebling der Wiener, Josefine Gallmeyer, die mit ihren Liebes- und Geldaffären die Stadt ständig in Atem zu halten pflegt und in ihrer Art ebenso geschätzt und beliebt ist, wie die große Heroine des Burgtheaters. Bald nach der Erstaufführung der „Eglantine" erblickt am Strampfer-Theater eine Posse, „Die elegante Tini", die eine witzige Parodie auf das Burgtheaterstück ist, das Licht der Rampe. Die „fesche Pepi" spielt natürlich die Hauptrolle und sie karikiert und parodiert Charlotte Wolter so unvergleichlich, daß die Wiener kaum wissen, wohin sie sich zuerst wenden sollen: Zum Hofburgtheater, um beim Ertönen der „echten" Wolterschreie in Bewunderung zu ersterben, oder zum Strampfer-Theater, wo Josefine Gallmeyer durch den urkomisch parodierten „Wolterschrei" allabendlich wahre Lachstürme entfesselt. Jedenfalls machen beide Theater auf diese Weise keine schlechten Geschäfte und es ist begreiflich, daß sowohl Direktor Strampfer, wie der mächtige Herr des Burgtheaters, Heinrich Laube, ihre Stars mit allergrößter Rücksichtnahme behandeln und ihnen jede Laune erfüllen, so daß bald genug beide Schauspielerinnen über Theater samt Direktion nach Belieben gebieten können.

*

Die Rivalin

Charlotte Wolter kann, wenn sie will, eine prächtige Kameradin sein und pflegt mit Kolleginnen und Kollegen im allgemeinen recht freundschaftlich zu verkehren. Freilich nur, solange keine Kollegin nie auch nur im entferntesten den Anschein erweckt, das Gebiet anzutasten, das Charlotte Wolter als ihre ureigenste Domäne betrachtet. Wehe, wenn irgendeine selbstbewußte Rivalin es sich etwa einfallen läßt, nach den Rollen der Eboli, der Maria Stuart, der Sappho oder der Adelheid zu schielen!! Dann kommt es sofort zu Szenen, wie sie die Mauern des Burgtheaters bis dahin noch niemals gesehen haben. Die „Königin des Burgtheaters" tobt und wütet in recht unköniglicher und wenig heroischer Weise, und das Schicksal der vermessenen Rivalin ist gewöhnlich rasch besiegelt. Charlotte Wolter übertreibt die Unduldsamkeit gegen etwa nach Heroinenruhm dürstende Kolleginnen in geradezu lächerlicher Weise und selbst die unscheinbarste Choristin ist nie davor sicher, den Argwohn der großen Künstlerin zu erwecken. „Man kann nie wissen!" pflegt Charlotte Wolter zu sagen, „so ein kleines Mädel spielt heut' brav seine Nebenrollen — morgen aber kann sie mir vielleicht dennoch schon die Lady Macbeth wegspielen! Es ist jedenfalls gut, wenn man stets früh genug zu fürchten anfängt —"

Daß man gegen eine derart gefeierte Kollegin schwer aufzukommen vermag, muß auch einmal eine junge Schauspielerin erfahren, die in den siebziger Jahren als „sentimentale Liebhaberin" an das Burgtheater engagiert wird. Diese „Sentimentale" besitzt alle äußeren Vorzüge einer Heroine, sie ist jung und hübsch und so wagt sie den gefährlichen Versuch, der immerhin bereits nicht mehr ganz jugendlichen „Königin des Burgtheaters" nachzustreben. Sie kann spielen und versteht, sich in Szene zu setzen; sie ist schön und gefällt. Im Publikum bilden sich rasch zwei Parteien. Eine schwärmt nach wie vor für die Wolter, die andere aber huldigt dem neuen Stern, und je stärker die Beifallskundgebungen der letzteren werden, desto bedrohlicher entwickelt sich die Laune der „ersten Tragödin". Es wetterleuchtet unheimlich hinter den Kulissen, und eines Abends kommt es zum großen Krach: In „Kabale und Liebe", wo Charlotte Wolter die „Lady Milford", die „Sentimentale" aber die „Luise" darstellt, klatschen die Anhänger der letzteren bei offener Szene derart begeistert, daß „Lady Milford" ihr Spiel einige Augenblicke unterbrechen muß, bis ihre Worte in dem Beifallssturm wieder verständlich werden. Beifall — für eine Rivalin — der sie, die Wolter, am Weitersprechen hindert — so etwas ist der „Königin des Burgtheaters" in ihrer Bühnenlaufbahn noch nie vorgekommen. Sie stürzt von der Bühne in ihre Garderobe und bricht dort in Wein- und Schreikrämpfe aus. Das seidene Gewand der Lady Milford fliegt in Fetzen in alle Winkel, die gesamte Einrichtung des koketten Boudoirs, Spiegel, Stühle, Schminktöpfe, alles wird zertrümmert und die Garderobe gleicht einem Schlachtfeld, als der Direktor herbeieilt, um die niederschmetternde Mitteilung zu vernehmen, daß Charlotte Wolter das Burgtheater, diese . . . Bude, mit keinem Schritt mehr betreten werde. Nun, es pflegt nach einem alten Sprichwort nichts so heiß gegessen, wie gekocht zu werden. Auch Charlotte Wolter erklärt sich nach langen Verhandlungen, Versprechungen und vielem guten Zureden schließlich doch bereit, ihren Fuß wieder über die Schwelle des Burgtheaters zu setzen. Freilich nur allein unter der Bedingung, daß die „Andere", die „Neue", unverzüglich vom Theater und möglichst auch aus Wien verschwinde. Diesem Befehl der „Königin des Burgtheaters" wagt sich natürlich niemand zu widersetzen. Sie herrscht unbeschränkt über alle in dem großen Bau am Ballhausplatz und weiß ihre Macht zu gebrauchen. Und so bleibt denn der vermessenen jungen Rivalin nichts anderes übrig, als schleunigst das Feld zu räumen.

Der Heidehof

Von G. Ulrich

Mühselig knarren die beiden grünen Wagen den sandigen Heideweg entlang dem nächsten Dorfe zu. Zerzauste Kinderköpfe lugen durch schmutzige Gardinen, eine hohe Frauenstimme keift in einem der Wagen und ein dahinter gehender Mann, der „Herr Zirkusdirektor“, gibt zuweilen eine brummige Antwort. Bertold aber, der Trapezkünstler, der auf den Plakaten „Signor Bertoldo“ heißt, und der jetzt das vordere Gespann am Zügel führt, hört davon nichts; er schaut auf das sonnige Land hinaus und denkt: „So ähnlich hat es zu Hause ausgesehen, — drüben in Mecklenburg, — und denkt, während er neben den Pferden durch den Sand trottet, an den Vater, der den Verlust seines Hofes nicht lange überlebt hat, und an die Geschwister, die sich irgendwo in Städten durchschlagen, als Gelegenheitsarbeiter vielleicht oder als Stempelbrüder. Und erinnert sich müde seiner Dienstzeit bei der Marine und wie er dann nach langer Arbeitslosigkeit auf einer Landstraße auf den Wanderzirkus gestoßen und engagiert worden war, weil eben ein Mann fehlte und er, nach Meinung des „Herrn Direktors“ als gedienter Matrose eine gewisse „Vorbildung“ zum Aufstellen der Trapezmaste und zum Klettern mitbrachte. So führt er die Pferde des grünen Wagens den Heideweg entlang und denkt immer wieder: „So ähnlich hat es zu Hause ausgesehen . . .“

Endlich haben sie ein Dorf erreicht; die Masten für das Trapez und das Turmseil werden errichtet, Bänke aufgeschlagen und ein oft geflickter Plan ringsum gespannt. Und dann kann Bertold Feierabend machen und geht, während der „dumme August“ mit einer Trommel werbend durch das Dorf zieht, in die dunkelnde Heide hinaus. Da liegt ein Gehöft etwas abseits der anderen Häuser, von seinen Strohdächern steigen dünne Rauchfäden in die klare Luft und zwei Birken stehen weiß und still vor dem Hoftor. Bertold lehnt sich gegen einen Zaun und starrt auf das Gehöft hinüber und ein heißer, ein — verrückter Wunsch steigt in ihm auf: Dort anzuklopfen und zu dem Besitzer zu sagen: „Laß mich hierbleiben als letzten Knecht, — mein Vater war Bauer wie du, — und auch bei uns standen zwei Birken vor dem Hoftor — —“ Verrückt! Ganz Verrückt!! Bertold lacht zornig vor sich hin: Welcher Bauer würde ihn behalten, ihn, den abgerissenen Landstreicher, der wie ein Affe auf Drahtseilen kletterte, um die Leute zu amüsieren! Jäh wendet er sich ab und geht auf den grünen Wagen zu, laut über den schlechten Weg fluchend, um nicht loszuheulen wie ein verirrtes Kind.

Am Sonntagnachmittag ist große „Gala-Vorstellung“. Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel und die Bauern, die schwitzend auf die Vorführung warten, sprechen von Dürre und überreifem Korn und von einem Heidebrand in der Umgebung. Und dann geht es los: Eines der mageren Wagenpferde zählt mit dem Vorderfuß, der dumme August steckt seine Ohrfeigen ein und „Signor Bertoldo“ klettert und turnt auf Masten und Drahtseilen. Und muß dabei immer auf ein Mädchen blicken, das blond und hochaufgerichtet neben einem behäbigen Bauern auf der ersten Bank sitzt, und muß, wenn er oben auf dem Trapez einen Augenblick Atem schöpft, immer über den Plan nach dem Gehöft hinüberschauen, davor die beiden lichten Birken stehen.

Jetzt aber zuckt er zusammen, vergißt sein nächstes Kunstwerk, — da drüben über dem Strohdach, — plötzlicher Qualm! Und im nächsten Augenblick schreit er „Feuer!“, stürzt mehr, als er klettert, zur Erde nieder und jagt davon, dem Birkenhof zu. Unter den Zuschauern erst Verblüffung, Fragen: „Ist er verrückt geworden?“, dann Begreifen, Erschrecken. Und dann hundert Rufe: „Feuer, Feuer!“ Menschen rasen über die Heide und jetzt beginnt die Kirchenglocke grell, heftig zu läuten.

Als sie mit Eimern und Leitern und einer elenden kleinen Feuerspritze vor dem Gehöft stehen, brennt schon das ganze Dach der Scheune. Diese ist nicht mehr zu retten, das sehen sie sofort, also: Das Vieh aus dem Stall hinaustreiben und — vor allem das große Hauptgebäude schützen! Aber da springt plötzlich Wind auf, ein bißchen Wind nur, und doch dreht er die Feuerfahnen gegen das Strohdach des anderen Gebäudes, ein schwacher Wind ist es nur, und doch genügt er, brennende Strohbündel hinüberzuwirbeln. „Man muß das brennende Dach einreißen!“ schreit einer und alle wiederholen: „Ja, man muß das brennende Dach niederreißen!“ Aber — wer legt Leitern an glühende Dachsparren, wer klettert in das lodernde Gebälk? Bertold blickt wirr um sich: Da steht der Bauer, der so behäbig im Zirkus saß und starrt hilflos auf sein brennendes Haus, da steht seine blonde Tochter und ringt in stummer Verzweiflung die Hände. Und plötzlich ist ihm, als wäre dies seines toten Vaters Hof, der Hof mit den Birken, darin er seine Jugend verbracht hat. Mit jähem Entschluß reißt er einem Mann eine Axt aus der Hand und klettert in wahnwitziger Hast eine Leiter empor. Aufschreie des Entsetzens hinter ihm, knisterndes Gebälk um ihn, sprühende Funken, wirbelnde Flammenbündel über ihm. Dort — den Giebel neben dem Wohnhaus, den muß, den muß er niederreißen, dann ist das Hauphaus gerettet. Er springt, weicht aus, klettert, wie er als Matrose in schwerer See auf den Wanten geklettert ist, er eilt über freiliegende Balken, wie er es als Seiltänzer im Zirkus lernen mußte; seine Axt schmettert gegen glühende Sparren, seine Kleider beginnen zu glimmen, Rauch und Hitze rauben ihm den Atem. Unten ist es ganz still geworden, viele haben die Hände gefaltet. Aber jetzt ein Krachen und Splittern, — der Dachstuhl wankt — stürzt — reißt ihn zwischen aufsprühenden Funken in die Tiefe.

Als Bertold die Augen wieder aufschlägt, liegt er in rotgestreiften Kissen in einer niederen Stube. Sein ganzer Körper schmerzt ihn, wenn er sich bewegen will, — das geht vorüber, denkt er, — aber da: das linke Knie?? „Gebrochen!“ knirscht er und ann: „Aus mit der Zirkusarbeit, — wieder einmal aus, . . . wieder einmal auf der Straße . . .“ Leise geht die Tür, das blonde Mädchen tritt vorsichtig ein; als sie sieht, daß er die Augen geöffnet hat, kommt sie freundlich näher: „Sie müssen ganz still liegen, hat der Vater gesagt, er ist selber zum Arzt gefahren.“

Der Zirkus ist weitergezogen, Bertold liegt in der niederen Stube und träumt vor sich hin. Er weiß nicht, wie lange er so liegt: Der Arzt hat das gebrochene Knie geschient und der Bauer hat ihm stumm die Hand gedrückt und das blonde Mädchen geht still ein und aus und bringt ihm Essen und Wasser für die Umschläge. Und durch das offene Fenster kommt Heugeruch und das Gackern der Hühner und das Klopfen der Handwerker, die die Scheune neu eindecken.

Dann kann er aufstehen und dann zu den Birken vor dem Hoftor humpeln, und da murmelt er eines Tages etwas von „fortgehen“. „Unsinn!“ brummt der Bauer, — und dann: „Misch das Schweinefutter, dazu braucht man keine Beine!“ So bleibt er auf dem Hof und macht sich nützlich, soviel er kann, und erinnert sich, wie sein Vater ihm dies oder jenes gezeigt hatte, und macht es nun ebenso. Und abends sitzt er unter den Birken und spielt leise auf seiner Mundharmonika und dann kann es vorkommen, daß das blonde Mädchen sich neben ihn setzt und zuhört, und dann doppelt aufmerksam zuhört, wenn er sein Instrument einsteckt und von seiner Matrosenzeit erzählt und von der Afrikafahrt, die er mitmachen durfte.

Einmal fragt ihn der Bauer: „Hast das Pferdeputzen bei den Komödianten gelernt?“ „Nein, zu Hause.“ „Wo zu Haus?“ „Drüben im Mecklenburgischen, — der Vater war Bauer.“ „So. Hat den Hof verloren?“ „Ja, drei Geschwister haben den Hof teilen müssen, haben alle Schulden machen müssen, haben alle abgewirtschaftet . . .“ „Ja,“ sagt der Bauer, „das ewige Den-Hof-teilen-müssen!“ Und dann, sich stolz aufreckend: „Aber damit hat es jetzt ein Ende! Hof bleibt Hof! In einer Hand! Grund und Boden ist kein Ding, das man zerschneiden kann wie ein Stück Tuch! Weißt, was ein Erbhof ist? Das da, —“ mit einer großen Gebärde ringsum, „das ist mein Erbhof!“

Ein paar Tage später spricht Bertold abends unter den Birken wieder vom Fortgehen. Da faßt das blonde Mädchen erschrocken seine Hand und wendet das Gesicht ab, und da er sich vorbeugt, sieht er in ihren Augen Tränen.

Und wieder ein paar Tage später redet ihn der Bauer an: „Der Großknecht heiratet; die Regierung hat ein Moor trockengelegt, davon bekommt er ein Stück Land, wird selber Bauer. Wenn du seine Arbeit übernehmen willst? Ich denk, es wird gehen, — dein Vater war ein guter Lehrmeister, scheint's.“ Bertold steht steif und stumm, kann vor Glück kein Wort hervorbringen. Großknecht, — wieder ein Stück Land lieben und hegen dürfen, — o, du mein Gott! Aber der Bauer lächelt plötzlich und setzt noch hinzu: „Das heißt, vorher muß ich noch meine Tochter fragen! Sie ist das einzige Kind, *sie* muß ja nach dem Gesetz einmal den Hof übernehmen, sie oder — mein Schwiegersohn.“ Und noch immer lächelnd nickt ihm der Bauer zu und macht dann kehrt und geht, vor sich hinpfeifend in den Stall.

Fröhliche Ecke

Ersparte Arbeit.

„Unerhört! Sämtliche Fenster in der Wohnung zerspringen infolge der Explosion, und Sie lachen?“

„Ich wollte sie doch gerade putzen, gnädige Frau!“